

Die Poesie im 21. Jahrhundert

*Peter Paul Wiplinger-Interview vom 23.2.1991
für die bulgarische Literaturzeitschrift „Weck 21“*

Die Frage „Gibt es ein 21. Jahrhundert für die Poesie?“ führt uns sogleich zu einer noch viel wichtigeren und wesentlicheren Frage, nämlich zu jener: „Gibt es ein 21. Jahrhundert für den Menschen, überhaupt für die Menschheit?“ Damit meine ich natürlich nicht eine Frage nach seinem bzw. ihrem existentiellen Fortbestand, sondern eine Frage danach, wie dieses 21. Jahrhundert für den Menschen aussehen könnte und wird; im Positiven wie im Negativen.

Wenn wir heute, da wir am Ende des zweiten Jahrtausends stehen, auf das 20. Jahrhundert zurückblicken und die bekannten Ereignisse und Fakten zur Beurteilung des 21. Jahrhunderts heranziehen, so müssen wir erkennen und feststellen, daß wir eine für die Menschheit leider sehr negative Bilanz ziehen müssen, die zu keiner optimistischen Zukunftssicht berechtigt. Da waren zwei furchtbare Weltkriege mit einer unvorstellbaren Zahl von Millionen von Toten, von Ermordeten im Holocaust, in den stalinistischen Gulags, von Vertriebenen. Da war der Zusammenbruch bzw. die Auslöschung von Jahrhunderte alten Kulturen und Kulturräumen und von Ordnungsgefügen, da gab es die staats- und völkerversklavenden Diktaturen und Regime, gegen die der „Habsburger Völkerkerker“ ein Paradies war.

Da gab es eine unvorstellbare Eskalation von Gewalt, vor allem an der Zivilbevölkerung; ich denke nur an die Bombardierungen von Dresden, Rotterdam, Coventry. Da gab es in Sekundenschnelle mehr als hunderttausend Tote durch die Atombombe auf Hiroshima. Da gab es den Koreakrieg, den Vietnamkrieg. Da gab es eine grausame Diktatur mit der Ermordung von mehr als zwei Millionen Menschen in Kambodscha durch das Pol-Pot-Regime. Da gab es Kriege in Mozambique, in Eritrea und in vielen Ländern. Da gab es aber auch eine immer stärker werdende Friedensbewegung. Dann gab es den ersten Golfkrieg, mit dem Gifteinsatz und der Ermordung von mehr als 5.000 Kurden. Da gibt es jetzt den zweiten Golfkrieg. Da gibt es Millionen von Hungernden und dem Hungertod Ausgelieferten in Afrika sowie die Chancenlosen und Ausgebeuteten in der Dritten Welt. Dies alles aus Macht- und Profitgier, aus ideologischen Gründen, und voll Hohn auch soviel im Namen der „Freiheit“. Und auch deshalb, weil es eine wahnsinnige globale Rüstung und Rüstungsindustrie gibt, die alle Ressourcen für sich in Anspruch nimmt. Da gibt es das absurde Hirngespinnst von der Sicherung des Friedens durch ein Gleichgewicht an Waffenarsenalen und durch Gewalt.

Die Menschheit hat nichts aus ihren Katastrophen gelernt, sie hat nicht gelernt, wie man Frieden macht, sondern nur, wie man Kriege vorbereitet und führt, diese zum Videoclip am Fernsehschirm als weltweiten Abenteuerfilm bagatellisiert. Wir haben uns an all das schon gewöhnt. Die Ereignisse sind für uns nichts Außergewöhnliches mehr, sie machen nicht mehr im Innersten des Einzelnen sowie weltweit betroffen. Die Menschheit hat ihre ethische Substanz verloren, besser gesagt: vernichtet.

Gleichzeitig aber gab und gibt es ein großes Aufblühen der Wissenschaft und der Kunst, eine Intensivierung des technischen Fortschritts, bis hin zur Mondlandung und zur Organtransplantation und Gentechnologie, gab und gibt es ein ungeheures Anwachsen der Produktion, gibt es eine ungeheure Masse von produzierten Büchern, Schallplatten, Filmen, Bildern. Gibt es, jedenfalls im Westen, eine Freizeitindustrie, die den Menschen reizprovozierend, aber auch empfindungsärmer und abstumpfend machend überflutet, läuft das Programm von mehr als 20 Fernsehstationen in den USA rund um die Uhr, spielen und verspielen Millionen von Menschen pro Jahr in den Glücksspiel-Glaspalästen von Las Vegas, während Millionen anderer Menschen darben und hungern, durch Hunger und durch Krankheiten, neue wie Aids, zu Tode kommen.

Die Reichen der Erde schauen dabei am Fernsehschirm zu, wie die Armen und ihre Kinder die letzte Hand Reis oder Mais mit einem Schluck Milch aus Trockenmilchpulver hinunterwürgen; und wie die anderen sterben.

Diese Welt, diese Menschheit ist pervers. Und wenn ich den drohenden ökologischen Zusammenbruch noch dazu nehme, so muß ich sagen, sie ist auch nicht mehr zu retten. Jedenfalls wüßte ich nicht wie, solange hier nicht eine entschlossene, radikale und schnelle Umkehr erfolgt. Alles Geld, alle Ressourcen, die in die Rüstungs- und Kriegsindustrie sowie in die ungeheure Freizeitindustrie gesteckt werden, müßten schlagartig und insgesamt für die Sanierung dieser katastrophalen Zustände aufgebracht und verwendet werden. Der Mensch hat so viel Phantasie für die Utopien des Fortschritts, er scheint aber nicht in der Lage zu sein, seine eigene Lage zu erkennen, sich den eigenen, real drohenden Genozid vorstellen zu können oder zu wollen. Er lebt weiterhin so, als würde all das, was auf der Welt geschieht, auf einem anderen Planeten passieren, als habe das alles mit ihm nichts zu tun.

Was bedeutet also das alles für unsere Frage nach der Literatur im 21. Jahrhundert? Natürlich wird es sie geben. Es wird eine Literatur geben, ein kleines Segment davon, die sich vielleicht mit diesen Problemen befaßt. Und es wird eine andere, eine viel umfangreichere und marktbeherrschende Literatur geben, die das alles ignorieren und verdrängen wird. Was aber ist die Aufgabe der Literatur und die des Schriftstellers? Doch sicherlich in erster Linie diese, immer wieder die Frage nach dem Menschen zu stellen, den Menschen und sein Leben zum Thema zu machen und sich darauf einzulassen. Ich weiß nur nicht, ob nicht diese oben dargelegten „Themen“ nicht den Rahmen der Integration in die Literatur sprengen. Hier sehe ich die Gefahr, daß sich die Literatur entweder aus Ohnmacht und Resignation oder ganz einfach aus Desinteresse oder aufgrund einer anderen Vorstellung und Definition von ihrer Aufgabe und der des Schriftstellers sich diesem Aufgabenbereich entziehen könnte, daß sie diese Frage überhaupt ausklammert, verdrängt, in den Bereich des Privaten verschiebt.

Die Etablierung eines „Neo-Biedermeiertums“ und der Rückzug dorthin, eine Restauration dieser Epoche und Grundhaltung - Desinteresse am Öffentlichen und Verzicht auf eine engagierte demokratische Gestaltungsbeteiligung - wären die Folge. Dieser Gefahr müssen sich die Schriftsteller (so wie alle Menschen) nicht nur bewußt werden, sondern sie müssen dagegen auch etwas tun. Sie müssen ihre Tätigkeit, ihr Schreiben zur Übereinstimmung mit der vorliegenden dringenden Aufgabe bringen. Sie dürfen nicht in einer Scheinwelt leben, sie dürfen mit ihrem Werk keine Scheinwelt aufbauen, diesen Verdrängungsprozeß nicht auch noch unterstützen. Der Schriftsteller ist der Wahrheit und der wahrheitsgerechten Schilderung von Wirklichkeit, verpflichtet. Er darf sich nicht in ein heiles privates „Traumkämmerlein“ zurückziehen. Denn wir alle sind mitverantwortlich für den Zustand dieser Welt und für das, was mit den Menschen geschieht. Wir Schriftsteller sind ja in der Lage und dadurch geradezu prädestiniert, von all dem zu sprechen, alles aufzuzeigen, Gewissen zu sein.

Mein Gedicht „Manifest“ spricht von dieser Eigenschaft, von dieser Aufgabe des Dichters; davon, daß er wahrnehmungsfähig zu sein hat, mehr als die anderen. Er muß den Überblick haben. Ich will kein System- das heißt, ich will kein aus irgendeiner Ideologie abgeleitetes System, das mir in Beschränkung meiner Freiheit vorschreibt, was ich sehen und worüber ich reden darf und kann, wie ich leben kann und darf, wonach mein Leben ausgerichtet und wonach es orientiert sein muß, wie ich überhaupt leben darf und kann, innerhalb jener Grenzen, die jedes System für jeden vom System Betroffenen zieht. Die Wahrheit ist unteilbar und muß als Ganzes verfügbar sein. Ich will aber auch „kein Chaos“ - das bedeutet, ich will keine Anarchie. Es kann nicht jeder rücksichtslos und unbeschränkt tun und lassen, was er will, als wäre er nur ganz allein auf der Welt. Wir sind eine menschliche Gemeinschaft, ob in einem Dorf, in einem

Volk, in einem Staat, in einer zivilisierten, kultivierten Gesellschaft und Weltgemeinschaft. Es gibt den Eigeninteressen übergeordnete Prinzipien, z.B. jene der Ethik, der menschlichen Grundrechte - wie Freiheit und Gerechtigkeit - die für alle verbindlich sind, jedenfalls verbindlich sein sollten. Nur in diesem Rahmen ist ein geordnetes - aber damit nicht gemeint ein systematisiertes - Leben möglich, sinnvoll und fruchtbar, ein Leben, das maximale Entfaltungsmöglichkeit sowohl für den Einzelnen als auch die ganze Gemeinschaften bietet und garantiert. „Ich will, daß alles sichtbar, spürbar bleibt, bewußt in Freude und Schmerz“ - Damit meine ich: Nichts soll zugedeckt werden durch Lüge und Propaganda oder durch falsche Vertröstungen; nichts soll mir ausgedreht werden. Die Dinge, Ereignisse und Beziehungen sollen nicht verzerrt, sondern in ihrer Wirklichkeit gezeigt und zugelassen werden. Das ist ein Plädoyer für das Recht auf die eigenen Empfindungen, Erfahrungen, Einschätzungen, Gefühle und Gedanken; auf das Recht auf Selbsterfahrung und Selbstbestimmung; auf das Recht, eigene Erfahrungen zu machen und diese selber zu bewerten. Weder der Staat, noch Parteien, weder die Gesellschaft, noch irgendeine Ideologie oder Religion soll mir und dem Menschen überhaupt da was dreinreden und so die individuelle Freiheit beschränken dürfen.

Das ist die Deklaration meiner Souveränität als individuelle Person mit Einmaligkeitscharakter. Ich will weder vorgefertigte Feindbilder übernehmen, noch ungerechtfertigten ‚blinden Optimismus. Ich will mein Recht auf mein eigenes Urteil, auf meine eigene Betroffenheit, auf meine eigene Hoffnung₁ auf meinen eigenen Glauben, auf meine eigenen Wertvorstellungen, die ich ja niemanden aufoktroyiere. Ich will mein Recht auf die Unverletzbarkeit meiner eigenen Person. Ich will mein Recht auf Eigengestaltung meines Lebens und auf Eigenverantwortlichkeit diesem gegenüber. Das ist Freiheit. Kein Staat, keine Kirche, kein Kollektiv ist dafür zuständig, darf sich dieses mir gegebene Recht nehmen, für sich beanspruchen. Das untermauert auch der nächste Satz im Gedicht: „Ich diene niemandem“. Es ist eine Absage an die von mir erwartete und vielleicht von mir eingeforderte Verfügbarkeit. Ich bin nicht verfügbar. Ich gehöre mir selber, mit allen freiwilligen Verpflichtungen, die ich bereit bin einzugehen, mit allen Rechten meiner Person. „Ich bin ein Pendel, dessen Weg die Zeit verkündet“ - das heißt: An mir gehen natürlich die Zeit und ihre Ereignisse nicht spurlos vorüber, ja es ist so, daß ich von ihnen gezeichnet bin, stigmatisiert. Das Betroffensein hinterläßt Spuren, Spuren der Veränderung auch, der Veränderung meiner Persönlichkeitsstruktur. Niemand kann sich dem entziehen, auch ich nicht. Die Zeit bewegt mich, ich stehe nicht still. Ich gehe auch meinem Ende zu. Da geschieht viel mit und in mir. Die Zeit ist an mir ablesbar. Die Begrenztheit und Brüchigkeit menschlicher Existenz überhaupt. Vielleicht ist die endgültige Antwort, die einzig erkennbare Wahrheit nur der Tod. So ist mein Weg durch „die Zeit bestimmt“.

„Jetzt ist es Zeit aufzuwachen, konkret zu werden, auch im Gedicht“ - das bedeutet, wie schon oben gesagt, daß sich der Dichter angesichts der bereits geschehenen, aber auch der drohenden Ereignisse, die den Menschen betreffen haben oder ihm bevorstehen, diesen Fragen zu stellen hat; daß er sich nicht zurückziehen darf in das private „Traumkammerlein“ subjektiver Phantasie und bloß privatem Ich-Bereich. Die Zeit der Neoromantik ist endgültig vorbei. Das hat die Geschichte gelehrt. Wir müssen wachsam sein und wachsam bleiben; auf alles vorbereitet. Und wir müssen rechtzeitig Widerstand leisten.

Bei dem bulgarischen Dichter, meinem Übersetzer, Krastjo Stanischev, habe ich gespürt, daß er, vielleicht auch auf Grund seiner Lebenserfahrung, ein Sensorium so wie ich für diesen Gesamtproblembereich „Dichtung und Leben“ hat, sozusagen die „gleiche Wellenlänge“. Das hat uns zueinander geführt und uns einander näher gebracht.